



Formen des Erinnerns

Jüdische und nicht-jüdische Stimmen zur Vertreibung und Ermordung der jüdischen Nachbarn aus dem Bayerischen Viertel in Berlin

- Eine Ausstellungs-Installation vom 02. April bis 02. Juli 1995 -

von Katharina Kaiser und Insa Eschebach

„Das Unvorstellbare zu visualisieren“ (Reinhard Koselleck) ist das Paradox, dem sich jede Ausstellung über den Völkermord an den Juden stellen muß. Auch eine Ausstellung, welche die lokalhistorischen Ereignisse zum Ausgangspunkt nimmt, das heißt, die konkreten Schritte der Vertreibung der jüdischen Nachbarn aus dem zivilen Leben, kann diese nicht darstellen, ohne zugleich auch das Ende, die erzwungene Emigration und die fabrikmäßige Ermordung zu reflektieren.

Nun steckt in diesem Anspruch ein Dilemma, denn die zeitgenössischen Dokumente, Objekte und Fotos machen den Fortgang ihrer Geschichte nicht aus sich selbst heraus sichtbar. Im Gegenteil: Das Foto von 1934 aus Anlaß der Barmitzwa-Feier kurz vor der Emigration, das Kündigungsschreiben der Firma von 1936, auch den Abschiedsbrief von 1942 können wir nur vor dem Hintergrund der Bilder lesen, welche wir uns im Laufe der fünfzig zurückliegenden Jahre von den historischen Ereignissen gemacht haben. Ohne diese inneren Bilder bewußt zu machen, wird jede durch Dokumente und Objekte scheinbar objektivierte Darstellung eingereiht in die Abfolge zahlloser Informationen, die wir täglich in Form medialer Gewaltdarstellungen aufnehmen; die aktuellen Bilder aus Kriegs- und Krisengebieten, die Bilder von toten und hungem-

den Menschen sind in ihrer Dramatik allemal dazu in der Lage, die der Dokumente des alltäglichen Faschismus zu überdecken.

Auf der anderen Seite können die inneren Bilder aber auch den Blick für die realhistorischen Ereignisse verstellen. Wir haben uns ein Bild gemacht von „den Nazis“, von „den Juden“ und gehen in historische Ausstellungen - oder werden als Schüler gebracht - um diese Bilder zu ergänzen, in den seltensten Fällen, diese neu zu überdenken.

Das Medium der Bewußtmachung der inneren Bilder ist die Sprache. Nur sie kann die ritualisierten Wahrnehmungsformen und Sprachstereotypen, aber auch die Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten der Erinnerung darstellen und reflektieren. Wir haben uns daher entschlossen, in zwei Bereichen der dreiteiligen Ausstellung „Sprache auszustellen“ und auf Fotos, Dokumente und Objekte weitestgehend zu verzichten. Gegenstand ist nicht - wie in klassischen historischen Ausstellungen - die Chronologie oder Struktur der Ereignisse, sondern die Frage, was und wie heute erinnert wird.

In zwei gegenüberliegenden Bereichen der Ausstellung sind Stimmen von jüdischen und nicht-jüdischen Zeitzeugen zu hören, die während des Nationalsozialismus

Nachbarn im Bayerischen Viertel gewesen sind. Daß diese gemeinsame Vergangenheit keine gemeinsame Erinnerung produziert, wird offenkundig: Während die Erinnerungen der jüdischen Überlebenden durch die Erfahrung ihrer Verfolgung, durch die Ermordung ihrer Verwandten und Freunde strukturiert sind, ist in den Stimmen der nicht-jüdischen Zeitzeugen die Abwehr des Wissens um das weitere Schicksal der jüdischen Nachbarn durchaus hörbar. Sie waren „plötzlich verschwunden“, so die stereotype Rede, bestenfalls noch: „Wir sind im Guten auseinander gegangen.“

Die Schemen und Stereotypen der Erinnerungen nicht-jüdischer Deutscher sind durch die Kommunikationsriten der Nachkriegszeit wesentlich geprägt worden. Dennoch gibt es, nach einem Wort von Peter Burke, so etwas wie die „inoffiziellen Erinnerungen“, gleichsam widerstrebende Bilder, die nur auf Nachfrage zur Sprache gelangen und quer stehen zu dem im Nachkriegsdeutschland kollektiv eingeübten Entlastungsdiskurs: Plötzlich heißt es, man habe durch die halb geöffnete Wohnungstür sehr wohl beobachtet, wie die Nachbarn abgeholt wurden, man habe gesehen, wie der alte Herr aus dem dritten Stock auf die Straße hinaus und in den Lastwagen geprügelt worden ist.

Diese „inoffiziellen Erinnerungen“ scheinen einem Fundus zu entstammen, der gleich-



sam unbearbeitet die vergangenen Jahrzehnte überdauert hat. Es sind übrig gebliebene Erinnerungen, Erinnerungssplitter, die wahrscheinlich schon in der Situation selbst Wahrnehmungssplitter geblieben sind, deren Einordnung in den Realzusammenhang schon damals abgewehrt wurde. Warum wurde der - scheinbar einfache - Gedanke nicht weitergedacht: Wohin wird dieser alte Mann gebracht? Hat sich schon damals und erst recht aus der Rückschau im Innern der Zeitzeugen alles dagegen aufgelehnt, das flüchtige Bild hinter der halb geöffneten Tür mit einer Vorstellung der „Arbeitslager“ bzw. den Bildern aus den Vernichtungslagern zusammenzubringen, die nach dem Krieg zu sehen waren? Die Reden der nicht-jüdischen Zeitzeugen verbleiben in merkwürdig zusammenhangloser Form.

Im Gegensatz dazu steht die Sprachstruktur im anderen Teil der Hörausstellung: Die Erinnerungen der jüdischen Überlebenden gleichen einem Erzählfluß, angetrieben von dem zentralen Motiv, Zeugnis abzulegen. Doch auch hier zielt das Konzept der Ausstellung nicht auf die Dokumentation eines gesicherten historischen Wissens, das uns durch die Erinnerungen der Zeitzeugen zugänglich gemacht würde. Darauf, daß sich auch die Erinnerung jüdischer Zeitzeugen durch bestimmte sprachliche, kulturelle und religiöse Ausdrucksmuster strukturiert, darauf hat bereits James Edward Young mit seinen Arbeiten aufmerksam gemacht. Es geht, nach einer Formulierung von Geoffrey Hartman, dem Fachberater der Yale Video Archives, um „die Geschichte, die jeder einzelne in sich verkörpert und weiter mit sich herumträgt“, darum, „wie der Geist mit seinen Erinnerungen ringt, ihnen einen Sinn gibt oder ihnen einfach ins Auge sieht“, um „die in mündlicher Form überlieferte Version des Überlebens“. Die Stimmen der jüdischen Überlebenden bringen ihre uns fremde Geschichte zurück in die Jetztzeit, zurück auch in jene Straßen und Häuser des Viertels, das uns bislang doch vertraut schien: Sei es die Geschichte einer Frau, die als Kind versteckt im Keller eines

Schöneberger Mietshauses überlebte, seien es die Erinnerungen einer Auschwitz-Überlebenden oder die eines heute 60-jährigen, der als Jugendlicher aus Berlin-Schöneberg in die USA emigrieren konnte und der keine Möglichkeit fand, seine Eltern vor der Deportation nach Riga zu bewahren.

„Ihr könnt Euch erinnern, wir müssen uns erinnern...“, sagt eine junge Jüdin im Ein- bzw. Ausgangsbereich des einen Hörraumes. In diesen Übergängen zum Mittelraum werden die inneren Bilder von Interviewten der drei Generationen nach 1945 zu Gehör gebracht. Während die von uns befragten jüdischen Nachgeborenen den Holocaust wie auch die jüdische Religion als mögliche Bestandteile jüdischer Identität diskutieren, überraschen bei den jungen, nicht-jüdischen Deutschen die Empfindungen des Unheimlichen und Fremden, das viele mit dem ersten Hören des Wortes „Jude“ in ihrer Kindheit verbunden haben. Seien es die Juden des Alten Testaments, seien es die Bilder der Leichenberge, die man in der Schule gezeigt bekam, sei es die Lektüre des Tagebuchs der Anne Frank, die in dem Wunsch gipfelte, selbst jüdisch sein zu wollen - die inneren Bilder von „Juden“ sind bei den von uns befragten jungen Deutschen so gut wie nicht durch individuelle Erfahrungen geprägt.

Ziel dieses Ausstellungs-Experiments ist es nicht, Ergebnisse empirischer Forschung zu präsentieren. Es soll vielmehr Anlaß geben, die Frage nach dem Prozeß der Erinnerung selbst zu stellen. Vielleicht wird für die Besucherinnen und Besucher die eigene (verfestigte?) Ordnung der inneren Bilder zum Gegenstand des Nachdenkens.

Im Mittelteil der Ausstellung können sich die Besucherinnen und Besucher - in der Mehrzahl Nichtjuden der Nachkriegsgenerationen - auf die für sie fremden Wirklichkeiten einlassen: In Form von Briefen von Überlebenden, in Form von überlieferten

Dokumenten und Fotos. Dokumentiert werden auch die Namen von über 6000 Menschen, die in den bekannten Straßen der Umgebung des Bayerischen Platzes gelebt haben und von dort in die Todeslager verschleppt worden sind. Auch für diesen zentralen Ausstellungsteil wurde nicht die übliche Ausstellungsform (Stellwände, Vitrinen) gewählt, sondern die des „Archivs“: Über 80 Biographien von Emigranten, darunter die zahlreicher Persönlichkeiten, die im Bayerischen Viertel gewohnt haben (wie Nelly Sachs, Else Lasker-Schüler, Leo Baeck, Albert Einstein, Wilhelm Reich, Billy Wilder u.a.), setzen sich wie in einem Kaleidoskop zusammen: Erinnerung als Archiv, das jede Generation auf neue Weise nutzen kann.

Als Begleitpublikation zur Ausstellung erscheint eine zweibändige Ausgabe in der Edition Hentrich: Hrsg. Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz: „Orte des Erinnerns.“ Band 1: Das Denkmal im Bayerischen Viertel - Beiträge zur Debatte um Denkmale und Erinnerung. Band 2: Jüdisches Alltagsleben im Bayerischen Viertel - eine Dokumentation.

(Katharina Kaiser ist Leiterin des Kunstamtes Schöneberg. Dr. Insa Eschebach ist Religionswissenschaftlerin und freie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstamt Schöneberg.)